

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Trold.

Von Edith Robe-Nebelong.

„Trold,“ sagte Trolds Mutter, „sei nun ein guter Junge und höre mit dem Klaviergeklimper auf, Nutti hat Kopfschmerzen!“

„Ich finde es eigentl. langweilig, daß du immerzu Kopfschmerzen hast,“ sagte Trold und hieb unverdrossen mit den kleinen geballten Fäusten abwechselnd auf die weißen und schwarzen Tasten. „Ich habe nicht immerzu Kopfschmerzen — aber sei nun ein artiger Junge, Trold, und höre auf — geh' hinunter auf den Hof spielen.“

„Nein,“ sagte Trold schmolzend, „auf dem Hof ist es so langweilig und du spielst auch niemals mehr mit mir.“

„Was faszest du da Trold! Natürlich spiele ich mit dir, rede doch nicht solchen Unsinn!“

„Ich faszest gar nicht,“ sagte Trold und donnerte mit Nachdruck auf die Tasten und wiederholte triumphierend im Takt: „spielst niemals mehr mit mir, spielst niemals mehr mit mir!“

Seine Mutter hielt sich die Ohren zu und machte böse Augen. „Hör auf, Trold, tu unartig, sofort — oder du bekommst Schläge!“

Trold drehte sich mit herausforderndem Blick herum.

„Mich darfst du nicht schlagen, das sagt auch Maren.“

„Ja, wenn du unartig bist, mußt du Schläge bekommen, sonst wirst du nie artig werden!“ sagte seine Mutter und versuchte sehr vernünftig auszuweichen.

„Ich werde nicht artig, wenn ich Schläge bekomme,“ sagte Trold beherrschend, „denn dann fange ich ja an zu heulen!“

Seine Mutter sah ihn einen Augenblick ratlos an.

„Wenn du nicht artig bist, dann besuch dich Onkel Knud niemals mehr!“ sagte sie triumphierend.

„Das soll er auch gerade nicht,“ sagte Trold, „denn dann geht ihr bloß spazieren, und du ziehst mich nicht selbst aus und Maren muß mich immer zu Bett bringen!“

Seine Mutter wandte sich ein wenig ab. „Du hast Maren doch so gern,“ sagte sie.

Trold nickte langsam und nachdrücklich. „Ja,“ sagte er, „und wenn du dich mit Onkel Knud verheiraten willst, will ich nicht mehr mit dir verheiratet sein, aber dann will ich mich mit Maren verheiraten!“

„Was redest du da,“ sagte Trolds Mutter und wurde rot und böse, „wer hat dir denn das beigebracht, wie kannst du so etwas zu deiner Mutter sagen?“

„Ja,“ sagte Trold bestimmt, „denn ich will nicht mit Onkel Knud verheiratet sein und man kann auch bloß mit einem verheiratet sein, das hast du selbst gesagt.“

Trolds Mutter setzte sich hin und sah ihn lange an.

„Was ist denn los?“ sagte Trold, als es zu lange dauerte.

„Trold,“ sagte sie leise, „du hast Onkel Knud doch so gern.“

„Nein,“ sagte Trold bestimmt. „Denn er spielt auch nicht mehr mit mir, ihr geht immer bloß zusammen spazieren.“

Trolds Mutter schwieg und Trold drehte sich wieder zum Klavier und fing an, ganz leise auf die Tasten zu drücken.

„Hör' mal,“ sagte er vergnügt, „ich kann spielen, ohne daß es etwas sagt.“

„Trold, komm' mal ein bißchen zu Nutti hin!“

„Was ist denn?“ fragte er und kam zu ihr hin, und troch auf ihren Schoß.

Sie zog ihn an sich und küßte seine Wange und strich ihm über das Haar.

„Möchtest du nicht gern einen Vater haben?“ sagte sie leise.

„Ich habe ja einen,“ sagte Trold erbarmungslos und zeigte auf das Bild über'm Klavier.

Seine Mutter sah nicht auf, sie legte ihren Kopf auf Trolds kleine Schulter. „Er ist gestorben,“ sagte sie.

„Das macht nichts,“ sagte Trold

und kurz darauf schüttelte er mit dem Kopf und lachte.

„Du küßest mich mit deinen Augen am Hals,“ sagte er lustig.

Trolds Mutter hob den Kopf.

„Wenn ich —“ sagte sie — „wenn er — wenn Nutti sich mit Onkel Knud verheiratete, dann würde Onkel Knud dein Vater — würde das nicht lustig sein?“

„Nein, denn dann pufft er mich,“ sagte Trold.

„Das ist nicht wahr,“ sagte sie, „pfui, Trold.“

„Ja doch!“ sagte Trold bestimmt.

„Dann bist du eben unartig gewesen und es geschah, damit Nutti sich nicht über dich grämen sollte.“

„Nein, ich war nicht unartig,“ sagte Trold, „ich hatte ihn bloß ein bißchen aus Versehen getreten. Da puffte er mich und sagte — nein, ich weiß nicht mehr, was er sagte — aber es war was mit Bengel und dann gab er mir zehn Dore für Bonbons, und die schmeiß ich hin und wollte sie nicht wieder auflangen, und ich stampfte auch mit dem Fuß auf und dann sagte er, ich sollte ein guter Junge sein und es Nutti nicht widersagen und sie traurig machen, aber Maren hat selbst gesagt, daß er gar nicht mein richtiger Onkel wäre und daß er ein ganz heimtückischer Peter wäre, aber wiedergesagt habe ich es doch nicht, nicht?“

Trolds Mutter setzte ihn hin und ging zum Fenster.

„Du mußt Nutti alles sagen,“ sagte sie.

„Ja, und Maren sagt auch, daß wir nur wegen Onkel Knud nicht auf's Land zu Großmutter reisen und er wird mich noch viel mehr puffen, wenn er mit dir verheiratet ist!“

„Onkel Knud hat dich so gern,“ sagte seine Mutter, aber sie sagte es ganz leise.

„Ja, aber ich kann ihn nicht leiden,“ sagte Trold kaltblütig, „und ich will mich niemals mit ihm verheiraten, selbst wenn er will, und darum kann er auch nicht mein Vater werden. Und dann habe ich ja außerdem schon einen.“

Es wurde ganz still in der Stube. Trold fing an, den Borschlager auf dem Hofe zu spielen, zu überlegen, aber dann klingelte es.

„Das ist er,“ sagte Trold munter. „Wollen wir uns nicht unter'm Tisch verstecken, ja? Dann kann er uns nicht finden, und dann geht er und dann kommt er vielleicht niemals mehr wieder — wollen wir nicht, ach ja?“

Trolds Mutter ging schnell und leise durch das Zimmer und öffnete einen Spalt der Küchentür.

„Maren,“ rief sie gedämpft — „Maren, machen Sie auf — und wenn es — sagen Sie — dann sagen Sie — sie räusperte sich leise — „daß ich — daß wir doch morgen reisen — und daß ich sehr viel zu tun habe — und daß ich den Herrn nicht empfangen kann.“

Dann schloß sie die Tür.

Trold stand mit funkelnden Augen und zusammengekniffenen Lippen da, bis er die Korridor-tür zusallen hörte, dann sagte er begeistert: „So'n Spaß — nun kann er uns nicht finden — und morgen sollen wir zur Großmutter auf's Land!“ — Und er fing an herumzutanzeln. Aber plötzlich stand er still und sagte mit männlicher Strenge und furchtbar verärgert: „Heulst du etwa?“

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Frieda E. Vogel.)

Schneckenhochzeit.

Von Dr. Ludwig Staby.

Unbeachtet und unauffällig leben die Schnecken ihr beschauliches Dasein. Stumm und ohne Geräusch ziehen sie in langsamem Tempo ihres Weges dahin in aller Gemächlichkeit suchen sie ihre Nahrung, die aus allerlei Pflanzenstoffen besteht; sie sind nicht eilig dabei, denn sie haben ja Zeit in Hülle und Fülle. Wenn sie eine Nährpflanze erreicht haben, respeln sie mit ihrer eigenartigen Zunge, die mit Tausenden von ganz feinen, wunderschön angeordneten Zähnen besetzt ist, ein Stückchen nach dem anderen herunter, wobei sie einen geeigneter Appetit entwickeln, so daß sie, in Massen auftretend, den Gärtnern und Landwirten großen Schaden in den Pflanzungen anrichten können. Bei feuchtem Wetter ist es ihnen am wohlsten, tritt eine längere Trockenzeit ein, dann ziehen sie sich in ihr Haus zurück, das sie ja immer auf dem Rücken mit sich herumschleppen, schließen die Tür durch einen festen Deckel und schlafen in Ruhe, bis wieder ein milder Regen die Feuchtigkeit liefert, die sie zu ihrem Leben unbedingt nötig haben. Ihr Leben ist also ein behäbiges Existenzdasein, und wenn man daher die Schnecken stumpfsinnige und langweilige Geschöpfe nennt, so hat man nicht so ganz unrecht; aber doch nicht vollkommen recht denn auch in ihrem Leben gibt es höchst interessante Begebenheiten, die in der ganzen Tierwelt einzigartig dastehen und sich in der Zeit der Liebe offenbaren.

Wenn die Natur in ihrem Blütenrausch auf dem Höhepunkt steht, aus jedem Strauch und Baum das Jubilieren der Vögel erschallt, und die ganze Welt in Lust und Sonne schwimmt, dann schreiten auch die Schnecken zur Hochzeit, von denen wir als Beispiel die der Weinbergsschnecke, die in vielen Ländern als Lasterbissen gilt, etwas näher betrachten wollen. Vorausgeschickt sei, daß die Schnecken Zwitter sind, also beiderlei Geschlechtsorgane tragen, sich aber doch nicht selbst befruchten können, da die Eier und Samen nicht zu gleicher Zeit reif werden.

Wenn ein warmer Mairegen die Behaglichkeit der Schnecken auf das höchste gesteigert hat, dann kriecht die Weinbergsschnecke schneller als sonst umher. Jetzt trifft sie auf die Schleimspur einer anderen ihrer Art, prüft sie sorgfältig mit ihren langen Fühlern und zieht nun in schnellstem Schneckenempo auf der ersehnten Spur weiter. Endlich hat sie die Genossin erreicht, und nun beginnt ein eigenartiges und anziehendes Liebespiel. Die beiden Tiere umtrieben und umschmeicheln sich, kosend betasten sie sich mit ihren Fühlern, schmiegen ihre breiten Fußsohlen eng aneinander und geraten immer mehr in Erregung, wobei ihre Bewegungen mit Fühlern und Körper außerordentlich lebhaft werden. Plötzlich verhartet die eine einen Augenblick ganz still, und dann schießt sie mit einem heftigen Ruck einen kleinen, weißen, zierlich gestalteten Pfeil aus ihrer Geschlechtsöffnung, die sich gleich hinter dem Kopf auf der rechten Seite befindet, ab. Der Pfeil dringt mit seiner scharfen Spitze in irgendeine Stelle des Körpers ein, die Betroffene zuckt zusammen, ihre Erregung steigert sich aber dadurch noch mehr, und jetzt schießt sie auch ihrerseits den Pfeil ab. Dann schmiegen die beiden Tiere die rechten Kopfseiten eng aneinander und die Vereinigung geht vor sich. Darauf lösen sie sich voneinander und jede geht ihres Weges.

Dieses Spiel mit dem Liebespfeil steht ganz einzig in der gesamten Tierwelt da. Er besteht aus einer harten Kalkmasse, ist schneeweiß und hat bei jeder Schneckenart eine ganz bestimmte, aber immer sehr zierliche Form, an der man mit Sicherheit die einzelnen Arten voneinander unterscheiden kann. Jedes Tier entwickelt übrigens im Mai seines Lebens nur einen Liebespfeil; ist er verschossen, dann finden die folgenden Begattungen ohne ihn statt. Hier ist die Dichtung von Amors Pfeil zur Wirklichkeit geworden, aber wer von den ungezählten Tausenden, die sich in Bild und Dichtung an dem schönen Märchen von Amors Pfeil erfreut haben, ist je auf den Gedanken gekommen, daß es so etwas in der Tat gibt, und noch oben-dreien bei den mischalteten Schnecken?

Auch die Mönche des Mittelalters, die die Weinbergsschnecken in ungezählten Mengen bei ihren Klöstern züchteten und als sehr beliebte Fastenpeise schätzten, haben sicherlich keine Ahnung von dem Liebespfeil der Schnecken gehabt. Als Zeichen ihrer Schätzung der fetten Tiere finden wir aber noch heute an den Stellen ihrer Klöster die Weinbergsschnecken, die Mauern und Türme sind längst zerfallen und in Vergessenheit geraten, nur die Schnecken haben dem Schicksal getrotzt und sich durch die Jahrhunderte erhalten. Während in Norddeutschland die Schneckengerichte wenig geschätzt werden, sind sie in Süddeutschland und den romanischen Ländern noch heute sehr beliebt. Die Umgegend von Ulm ist seit Jahrhunderten berühmt als Lieferant der Weinbergsschnecken, von denen manche Dörfer jährlich mehrere Millionen Stück ausführen. Die meisten gingen früher nach Paris und Wien, denn in Frankreich werden sie mit Vorliebe zu allen möglichen Gerichten verwendet; sie sind dort eine geschätzte Nahrung in allen Schichten der Bevölkerung. Es ist daher selbstverständlich, daß sie im ganzen Lande in besonderen Gärten in großen Mengen gezüchtet werden. Wie wir gesehen haben, verdienen sie das Interesse des Naturfreundes weniger ihrer Genießbarkeit als ihres eigenartigen Liebeslebens wegen, das man bei diesen kaltblütigen Geschöpfen gar nicht vermuten könnte.

Ärztliche Heiratszeugnisse.

Die Ehe ist die vollkommenste Form der geschlechtlichen Vereinigung. Die Grundlagen für glückliche Ehen und einen gesunden Nachwuchs im Volke zu fördern, ist eine wichtige, eine der allerwichtigsten Aufgaben des Staates. Gesundheitliche Bedenken gegen die Eingehung einer Ehe können bestehen wegen Gefährdung des Ehegatten selbst, wegen Gefährdung des anderen Ehegatten und wegen Gefährdung der Nachkommenschaft. Die gesundheitlichen Gefahren, die dem einen Ehegatten aus der Eheschließung erwachsen können, beruhen in den Erkrankungen der Körperorgane und des Geistes. Die Gefährdung bezieht sich vornehmlich auf den weiblichen Ehegatten, da Schwangerschaft und Wochenbett besondere Ansprüche an die körperliche und geistige Widerstandsfähigkeit stellen. Aber auch der körperlich oder geistig minderwertige Ehepartner kann dem verschärften Kampf ums Dasein, den Ehe und Familie mit sich bringen, nicht gewachsen sein und frühzeitig unterliegen.

Eine gesundheitliche Gefährdung des anderen Ehegatten kann bei dem Vorliegen einer übertragbaren Erkrankung stattfinden. Die wichtigste Rolle spielen hier Tuberkulose und noch mehr die Geschlechtskrankheiten. Gelegentlich kann auch ein sogenannter Dauerausscheider (bei uns vornehmlich ein Typhusbazillenausscheider) die Gesundheit des anderen Ehegatten bedrohen. Im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht die Gefährdung des Nachwuchses, die durch das Vorliegen bestimmter Erkrankungen oder durch Erbanlage des einen Ehegatten gegeben ist.

Das Bewußtsein, daß eine ganze Reihe von Krankheitsanlagen auf die Nachkommenschaft übertragen werden kann, ist in breiten Volksschichten schon längst Allgemeingut. Trotzdem ist es aber Tatsache, daß bei der Eheschließung wohl in der Regel die wirt-

schäftlichen Verhältnisse des anderen Ehegatten sehr genau geprüft werden, daß aber kaum eine ärztliche Prüfung des Gesundheitszustandes der ehegatten Teile und noch weniger eine genaue Durchforschung der Familiengeschichte in gesundheitlicher Beziehung vorgenommen wird.

Die exakte Forschung der letzten Jahrzehnte hat ergeben, daß im Pflanzen- und Tierreich eine gesetzmäßige Vererbung auf Grund von bestimmten Erbanlagen stattfindet. Die medizinische Vererbungslehre zeigt uns, daß gewisse Merkmale beim Menschen sich nach den von Gregor Mendel aufgestellten Regeln in einer Familie oder einer Sippe wiederholen. Von einschneidender Bedeutung ist die Vererbbarkeit der Anlage zur Blutkrankheit (Hämophilie), zu Farben- und Nachtblindheit, zu schweren, die Erblindung nach sich ziehenden Augenkrankheiten und endlich zu einer ganzen Reihe Nerven- und Geisteskrankheiten (Epilepsie, Schwachsinn, Psychopathie, neurotische Muskelatrophie und anderes mehr).

Es ist nahelegend, daß wegen der Größe dieser Gefahren die Forderung der zwangsweisen Beibringung eines ärztlichen Heiratszeugnisses vor Eingehung einer Ehe aufgestellt worden ist. Theoretisch wohl begründet, begegnet der Vorschlag in seiner Durchführung manchen Widerständen. Bis jetzt ist ein Ehegesundheitszeugnis nur in Norwegen eingeführt. Es ist hier zu seiner Ausstellung der Hausarzt zuständig. Es wird dort einerseits über zu große Nachsicht mancher Hausärzte Klage geführt, andererseits wird aber auch darüber geklagt, daß bei Verweigerung des Gesundheitszeugnisses die Ehe in Dänemark oder in Schweden geschlossen würde. Das in drei Staaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika eingeführte Gesundheitszeugnis mußte nach 6 Monaten wegen einstimmigen Widerspruchs aus dem ganzen Staatsgebiet wieder aufgehoben werden. Dagegen besteht in Nordamerika in 35 Staaten ein Eheverbot für Epileptiker, Geistesranke und ungeheilte Geschlechtsranke. Es werden dort den Brautleuten bestimmte Fragen vorgelegt, die sie auf Eid beantworten müssen. Bei Verneinung der Fragen wird die Ehe geschlossen.

In einer vom Frauenarzt Dr. Hirsch-Berlin herausgegebenen Broschüre wird der ganze Komplex der bei Einführung eines Heiratszeugnisses in Betracht kommenden Fragen von verschiedenen Autoren vom Standpunkte der Rassenhygiene, des ärztlichen Praktikers und der Rechtswissenschaft beleuchtet. Dr. Hirsch schlägt in einem Schlusswort die Einführung des ärztlichen Heiratszeugnisses in folgender Form vor: Der Eheandidat beauftragt den Arzt seines Vertrauens mit der Eignungsprüfung zur Ehe. Die eigentliche Begutachtung hat der untersuchende Arzt im gemeinsamen Konsilium mit dem staatsärztlich aufgestellten Eheberater vorzunehmen. Beim Standesamt hat der Heiratslustige neben den sonst erforderlichen nötigen Ausweisen lediglich eine Bescheinigung vorzulegen, daß die vorgezeichnete ärztliche Untersuchung stattgefunden hat. Bei offenkundiger geschlechtlicher Infektiosität wird die Ausstellung des Nachweises vom staatlichen Eheberater verweigert. Im übrigen bleibt es den Brautleuten überlassen, aus den Ergebnissen der Prüfung und aus den ihnen erteilten Ratschlägen die ihnen gültigsten Folgerungen zu ziehen. Es soll also aus praktischen Gründen das ärztliche Heiratszeugnis nicht eine befürchtete Entscheidung in Form von Eheerlaubnis oder Eheverbot herbeiführen. Es hat lediglich den Zweck, die Brautleute zu zwingen, sich über ihre gesundheitliche Eignung zur Ehe Klarheit zu verschaffen.

Beethovens Taubheit und seine Kunst.

Soviel von den Krankheiten Beethovens, namentlich von seiner Ertaubung, in allen Betrachtungen über sein Leben und sein Werk die Rede ist, so fehlte es doch bisher an einer sachmännlichen kritischen Darstellung von der Art und Entstehung seiner Leiden, die in seinem Sein und Schaffen so deutliche Spuren hinterlassen haben. Diese Lücke der Beethoven-Literatur füllt nun der bekannte Arzt und medizinische Schriftsteller Dr. Waldemar Schweisheimer in einem bei Georg Müller zu München erschienenen Werk „Beethovens Leiden“ aus. Er bietet nicht nur eine genaue Analyse seiner verschiedenen Erkrankungen, wobei er mit vielen Irrtümern und falschen Ansichten aufräumt, sondern er dringt auch tief ein in den innersten Kern des Genies, indem er die Zusammenhänge, die etwa zwischen Beethovens Krankheit und Kunst bestehen könnten, näher untersucht. Besonders ist es die Ertaubung des Meisters, deren Einfluß auf sein musikalisches Schaffen er erörtert, und er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß dieser Einfluß erstaunlich gering ist, daß überhaupt körperliche Zustände verhältnismäßig wenig auf künstlerische Leistungen einzuwirken vermögen. Man hat bisher aus der Tatsache, daß gerade ein großer Meister der Tonkunst mit Taubheit geschlagen worden, die mannigfachen Folgerungen für die dadurch bedingte Gestaltung seiner Schöpfungen ziehen wollen. Nun besteht zweifellos ein Einfluß der Ertaubung auf das Werk. Nur äußert er sich kaum oder gar nicht in einer direkten Beeinflussung des musikalischen Denkens durch den mangelnden Sinn, sondern auf dem Umweg über die durch das Leiden hervorgerufene Umgestaltung der äußeren Lebensverhältnisse und innerlich durch Beeinflussung von Lebens- und Weltanschauung. Von Wichtigkeit war es z. B., daß Beethoven durch seine Taubheit gezwungen wurde, auf sein Auftreten als Klaviervirtuose und als Dirigent zu verzichten; dadurch wurde die äußere Form seines Daseins verändert. Durch die Unfähigkeit des Hörens wird der ausgezeichnete Pianist bereits mit 40 Jahren gezwungen, sich aus der Öffentlichkeit der Konzertwelt zurückzuziehen

und auch in engerer Umgebung spielt er immer seltener. Dadurch verliert das Klavier, dessen praktische Forderung die Kompositionsrichtung des Schöpfenden lange Jahre ausschlaggebend beherrschte, an Bedeutung: es wird für ihn ein Instrument wie alle anderen. Doch hat Beethoven deswegen die Komposition von Klavierwerken auch nach seiner Ertaubung nicht ganz aufgegeben. Selbstverständlich mußte der Künstler durch ein so schweres Leid, wie es ihm durch den unabwendbaren allmählichen Verlust des ihm am wichtigsten erscheinenden Sinnes geschah, vor schwere innere Kämpfe gestellt werden, und diese Vertiefung seines Innenlebens kam in der heroischen Tragik seiner Werke zum Ausdruck. Nur hätte jedes andere schwere Leid dieselbe innerliche Wirkung hervorgebracht.

Man hat aus den einzelnen Krankheitserscheinungen, die das Taubwerden begleiteten, auch auf eine gewisse Förderung seines Schaffens geschlossen, und in manchen Kompositionen, z. B. in dem Largo der Es-Dur-Sonate für Klavier, das Auftauchen der Ohrgeräusche beobachtet wollen, die durch den Erkrankungsprozess im Hörnerven ausgelöst wurden. Aber solche Anschauungen sind als grotesk zu bezeichnen, wie es andererseits auch falsch ist, in dem durch die Krankheit bedingten Ungehörten durch äußeren Lärm und Schall eine günstige Ruhe für das Formen von Klangbildern zu erblicken. So wenig das gräßliche Säusen und Brausen im Ohr des taub werdenden Beethoven diesen zum Komponieren anregt, so wenig war ihm im Ohr Ruhe beschieden, sondern er wurde durch die höllischen Raselgeräusche wie andere solche Kranke zur Verzweiflung getrieben.

Man hat die für die Zeitgenossen schwer verständlichen Eigentümlichkeiten der sog. dritten Schaffensperiode Beethovens mit dem Schwinden des für den Musiker so wichtigen Sinnes erklären wollen, ging aber dabei von irrigen Voraussetzungen aus. Beethoven ist ja erst im späteren Alter taub geworden, besaß also die Kontrolle des inneren Hörens für sein Schaffen, zu der er des äußeren Ohres nicht bedurfte. Eine stärkere Taubheit machte sich erst bemerkbar, als er die ganze Technik der Instrumentation usw., der Darstellung des dem inneren Ohr vorschwebenden Klanges bereits vollständig beherrschte. Das Neue seiner Spätzeit, der Vorwurf der „Unsingbarkeit der Singstimmen“, das „zu laute Orchester“, die Behandlung der Instrumentation, sind daher nicht aus pathologischen Gründen zu erklären. Diese Merkmale seines neuen Stils, die den Zeitgenossen wie alles Neue verwunderlich und merkwürdig erschienen, treten schon vor seiner Ertaubung auf und sind bedingt durch die innere Entwicklung seiner Kunst.

So liegt der Einfluß der Taubheit auf die Kunst des Meisters vor allem in dem schweren Schicksal, das sich in den Schöpfungen des leidenden Genius spiegelt, aber es sind nahezu keine Hinweise dafür vorhanden, daß die fortschreitende Ertaubung irgendwelche äußerlich mit der Krankheit zusammenhängende oder von ihr veranlaßte Symptome den Werken Beethovens ausprägte. Seine Taubheit hat den Ablauf seines musikalischen Schaffens nicht direkt beeinflusst, sondern lediglich durch ihre Übertragung in unbewußte seelische Schwingungen und Empfindungen.

Ich und mei Keenich.

Von Tobias Femberlein.

Wie bekannt, haben sich die Wettiner zu einem Verein zusammengeschlossen, der die Wahrnehmung ihrer Interessen bewacht. Vorsitzender ist Friedrich August von Sachsen. Unser Mitarbeiter, in dessen Adern reines sächsisches Blut rollt, hatte zu Beginn dieser Woche Gelegenheit, seinem ehemaligen Landesherren auf der Bäwegasse in Dresden zu begegnen. Den Inhalt seiner Unterredung mit Augusten stellt uns Femberlein lebenswützig zur Verfügung.

Ich: „Nu gugg, August!“ — Er: „Nu gugg, 's Doobchen!“ — Ich: „Wie gehds?“ — Er: „s gehd!“ — Ich: „Aha!“ — Pause. — Ich: „Un 's Geschäft?“ — Er: „Beese Zeiden, wemmer nischd wie Keenich gelernt hodd — ähm keene Urweid.“ — Pause. — Er (fortfahrend): „... aber ich frieche Underschiedzung, cha.“ — Pause. — Er (fortfahrend): „... wemmer so zugugg, wie se so ihrn Dred alleene machen.“

Ich: „Un was machdn de Verwandtschaft?“ — Er: „Nu, die muddeld so rum, der eene sammeld Matkäser, der andre wärdh in der Käche rum, un de Mathilde — na, red mer nich driewer. Zwischens: mir ham uns organisierd!“ — Ich: „Nanu, warum denn?“ — Er: „Ershdms eemal wäjn dr Underschiedzung. Das haud ganz anderich, wenn de Blase geschlossen uffn Disch buhd. Außerdam kriecht ee Verein immer Ermähzung. Uff Vaherbier gibts glowich zwanzh Brozand un ooch noch Schgondo. Cha. Na un dann: ee Verein bleibd ee Verein. Wir wollt uns ene Liebhaberbiehne einrichden, da solln glasse Sache geschniffn wärn. Mathilde meende, zeershd schbieln mir's „Welche Kehl“, dasor schwärmdse. Kannst hinkomm! 'S is doch ooch hibsch, wemmer sich efer mit alden Bekannndn triffd. Da werd mal eener gehoom uff de oldn scheen Zeidn. Die hadd uns der Wilhelmische mid sein alwern Welddriegh vermasseld. Uff mich hadd keener gehorchd, da hodd geheschn: laßt Augustdn babeln, der is bleede un laufen dudde ooch — August wufte ganz genau, daß de Breisgn een Glabs ham mid ihrn Geblä, un daß nischd weider dorbel rauskomm wie Keile. Wenn 'ch dran denke, wie mir damals ferzen*) unsre schoene Bochelwiese einbadeh mußn, kenn'ch Wilhelm eene gnall.“

Ich: „Zwischens — vergesseh Ihre Rede nich — es werd gemungeld, Sie wolldn wieder Keenich wärn?“

Er: „Ich — Keenich? Ich bin nte Keenich gewäsen! Das heesht ich warsch nadlerlich, bloß, ich bin nie | c h a r f | druff gewäsn. Wenn'r dengd, 's gehd ooch ohne — scheen, regierd eich, bis d'r meesendbrädd wer! Dengn verleichd die Herrn, ich bin ihr Affe? Rin in de Rebusst, raus aus d'r Rebusst, wez mid Augustdn, her mid Augustdn — wenn die Herrn dengn, mid mir, da kennes machn — nee, mei Deibchen! Ich habs als Keenich nich leichd gehabbd, wärflich nich, jebes Glas worde mir in d'n Hals gezehd, un wechd mein angefrornen Deng*) hamse mich verhoehnebiebeld und „Marmeladengeschilde“ geschimfd — aus! Was 'ch awer egal for Ausschdelungn hawe ereffnen mißn, was'ch egal'n Ehrengaugld gemind hawe, davon redt keener. Nee — liewer bei d'n hoddndoddn! Ich zieh mich ins Vereinsäm zerid.“

Ich: „Na ta glabds ja.“ — Er: „Haddjee, Doobchen, griech deine Aldel.“ — Ich: „Dange — ähmfalls!“ — Er: „Du willst mich wohl sobbn?“ — Ich: „Awer August!“ — Er: „Na — ihr Zeidungsbrieder habds hindern Ohr!“

Winke zur Berufswahl.

Von Hans Klabauiermann.

In den nächsten Tagen ist die Unterweisung der jungen Mädchen und Männer im Christentum beendet und findet ihren weihenollen Abschluß durch die Einsegnung. An die kirchliche Feier schließt sich nach alter Sitte das würdige Fest im Eternhaus, zu dem lange und sorgfältige Vorbereitungen getroffen werden. Der Familienkreis zerbricht sich die Köpfe, um etwas Besonderes zu schenken. Es muß nach was aussehen, darf aber nicht viel kosten. Da das Gehirn nach wochenlanger Malträtierung keinen passenden Gedanken hergeben will, geht man schließlich in ein Geschäft, das Einsegnungsgeschenke ankündigt. Den Konfirmationstisch zieren dann außer dem Rapsfuchen und dem Myrthenstrauch ein Stoß Gesangbücher mit Goldschnitt, vier bis sechs Zigaretten Dosen (wie echt Silber), drei Spazierstöcke, Broschen, Ohrringe, ein Posten gestickte Buchhüllen und Prachtwerke der Literatur, wie „Unsere Streitkräfte auf Land und See“, „Die Hohenzollern“ (Reisaufgabe, seitene Gelegenheit, bietet sich nie wieder). Dem Ernst der Lage tragen gegen Abend die Tänze Rechnung, die bis zum nächsten Morgen dauern. Infolge des plötzlichen Vorhandenseins der einschlägigen Gegenstände werden die nächsten acht Tage benutz, das flotte Aufsehen des schwarzen Steifhutes und das Zigarettenrauchen unter tunlichster Schonung der schwarzen Hosen beizubringen und die Ohrläppchen durchlöchern zu lassen. Nunmehr sind die Firmlinge reif, „ins Leben zu treten“. Mit der Aussprache über den künftigen Beruf beginnt alsbald der Zwist zwischen Vater und Mutter. Onkel, Tanten, und die anderen Leute, die Geschenke gemacht haben und denen das fernere Ergehen des Beschenkten völlig wurst ist, machen durch einseitige Parteinahme wohlwollende Beschwichtigungsversuche und steigern damit den Elternzwist bis zum offenen Zerwürfnis. Kreise, die der solchergehalt betroffenen Familie fern stehen und daher etwas mitzureuen haben, werden die im Einvernehmen mit dem Berliner Berufsamt von mir aufgestellten Richtlinien für die Berufswahl mit besonderem Dank entgegennehmen.

Hungerkünstler: Wenig Aussichten, da die entsprechende Tätigkeit als beliebter Sport bei allen möglichen Berufsschichten geübt wird. Langdauerndes Hungern gilt als keine Kunst mehr.

Rentier: Lehrlinge werden kaum noch angenommen, weil die meisten Rentiers selbst nicht wissen, wie sie es geworden sind. Siehe auch unter „Schieber“!

Postkutschenfabrikant: Alle Berufe, die sich mit der Herstellung aus der Mode gekommener Artikel befassen, haben eine große Zukunft. Durch Reformen im gesamten Verkehrswesen hofft man, den heutigen Verkehr seines aufgeregten Charakters zu entkleiden. Die ersten Anfänge dieser Entwicklung zeigen sich schon heute. Straßenbahnlinien sind eingezogen, die Untergrundbahnstrecke nach Dahlem soll demnächst zugeschüttet werden. Nach dem völligen Abbau von Post und Eisenbahn wird der bereits vor hundert Jahren in hoher Blüte stehende Kutschenbetrieb einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Die ebenfalls lukrative Kienspannfabrikation kann leicht angegliedert werden.

Handwerker: Das Handwerk hat zwar einen goldenen Boden, es handelt sich aber heute nur noch um Papiergold. Dementsprechend ist der Boden zu bewerten.

Akademiker: Siehe „Hungerkünstler“!

Schieber: Dieser Beruf erfreut sich großer Beliebtheit. Irgendwelche Fachkenntnisse sind nicht erforderlich; erwünscht und von unschätzbarem Nutzen ist lediglich eine beliebig verstellbare Weite des Bewusstseins. Nach diesem richtet sich auch die Verdienstmöglichkeit, die außerordentlich hoch geschraubt werden kann. Steuerberater, die in der Landwirtschaft und in vielen Aktiengesellschaften gut bezahlt sind, erhalten in Bände staatliche Anerkennung. In Frankreich erstreckt sich die Tätigkeit des Berschiebers auch auf andere als Realwerte, zum Beispiel auf internationale Konferenzen. Kosten der Ausbildung: 150 Mk. für die Reklamausgabe des Deutschen Strafgesetzbuchs.

Weibliche Berufe: Dringend abzuraten. Nach den neuesten Ergebnissen der juristischen Forschung eignet sich die Frau nicht zum Beruf. Da sie auch das Kindergebären mangelhaft betreibt, soll ihr diese Tätigkeit ebenfalls untersagt und künftig zuverlässigen Männern übertragen werden.

Vorstufen der Schrift. Es bedarf einer gewissen Kulturhöhe, bevor sich eine richtige Schrift bei einem Volke ausbildet, und der Weg bis zu dieser Entwicklung geht über mancherlei eigenartige Vorstufen, die Prof. Dr. Albert Scharn in dem ersten Kapitel seines soeben bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienenen Wertes „Schreib- und Buchwesen einst und jetzt“ erörtert. Sowohl in der Urzeit wie unter den heutigen Naturvölkern gibt es schrift- und buchlose Kulturen. In diesen Anfängen tritt uns höchstens ein Schriftersatz oder eine mehr oder weniger entwickelte Bilderschrift entgegen. Als Beschreib- oder richtiger gesagt Bemalstoff werden die Felswand oder der Erdboden, gelegentlich auch Birkenrinde oder Knochen, bei den bereits etwas mehr kultivierten Völkern Häute und Felle verwendet. Durch die Härte oder Weiche des Materials ergibt sich von selbst eine Ritztechnik oder Maltechnik bei diesen ersten Versuchen des Schreibens. Muscheln und spitze Steine werden zum Ritzen, Knochen und Holzstäbchen zum Bemalen benutzt. Am primitivsten ist wohl die Technik bei den Sandzeichnungen, die als ein Surrogat der Schrift dienen. Eine solche Sandchrift findet sich z. B. bei den Aranda, die mit sehr einfachen Mitteln symbolische Zeichen in Sand anbringen, durch die andere des Weges kommende Mitglieder des Stammes von irgend etwas benachrichtigt werden. Eine andere Vorstufe der Schrift stellen bei den Buschmännern sowie vor allem bei den Indianern Amerikas die Felszeichnungen dar. Es werden hier mit einem spitzen Stein durch Anrauchen der Oberfläche des welchen Materials allerlei Bilder hergestellt; so zeigt z. B. die Darstellung eines Elefanten an, daß man an der betreffenden Stelle auch Elefanten jagen kann. Ausführliche Texte finden sich bei den amerikanischen Indianern; eine der bekanntesten solcher Felswände, in denen ganze Geschichten erzählt werden, ist die von Tule-Flut in Kalifornien, auf der eine Indianerbande dargestellt wird, die an dieser Stelle Not an Wasser und Lebensmitteln ertitt, und mittelst, daß sie in der Richtung des Armes der Mittelfigur abgezogen ist. Diese Bilderschriften der primitiven Völker sind zum Teil in hervorragender Technik und mit hoher materieller Geschicklichkeit ausgeführt. — Häute und Felle wurden von den Indianern vielfach als Material für ihre Bilderschrift verwendet. Ein berühmtes Beispiel dieser Art ist der sogenannte „Winterauf“ eines Dakota-Häuptlings Lone Dog; es ist ein großes Blüffell, auf dem allerlei Zeichen aufgemalt sind, durch die Ereignisse aus der Geschichte des Stammes berichtet werden. Das Fell stellt also gleichsam die Geschichtsbücher des Dakota-Stammes dar. Wesentlich andere Vorstufen der Schrift bieten sich in den sogenannten Botenstäben und Knotenschnüren dar; die ersten kommen besonders häufig in Australien vor. Die Eingeborenen schneiden mit Muscheln Striche oder Marken in die meist runden Holzstäbe, die dann zur Mitteilung an fernwohnende Personen oder Stämme gesandt werden. Diese Botenstäbe stellen nicht eigentlich eine Schrift dar, sondern sie bieten mit ihren Zeichen nur Gedächtnisstützen, und dasselbe ist auch mit den Knotenschnüren der Fall, obwohl es auch ganze Knotenschriftsysteme, so besonders im alten Inka-Reich gegeben hat. An einem Hauptstrick hängen dünne verschiedenfarbige Schnüre mit einfacheren oder komplizierteren Knoten, die alle ihre bestimmte Bedeutung haben. Dieses Knotensystem ist noch heute in Südamerika, wenn auch ganz vereinfacht, in Gebrauch. Vielfach werden statt der Schnüre Gras und Stroh benutzt, in die Knoten gemacht werden. Solcher Vorstufen der Schrift gibt es noch verschiedene andere.

Mahagoni. Wer kennt nicht das schöne Holz mit seinem hellen Glanz und wunderbar roten Mäßen? Woher kommt es und wie gelangte es zu uns? Swietenia mahagoni ist der wissenschaftliche Name des Baumes; er ist von der Gattung der Melastazeen, der Familie der Balsamgewächse. Das harte, widerstandsfähige Holz zeigt sehr wenig Schwund und ist deshalb und seiner Farbe wegen so beliebt beim Kunstschreiner. Diese Bäume erreichen 30 und mehr Meter Höhe und bis zu 4 Meter Durchmesser. Sie sind nur im tropischen Amerika zu Hause, bilden nie geschlossene Bestände und wachsen sehr langsam. — Die Europäer lernten das Holz bald nach der Entdeckung Amerikas kennen, in unbearbeitetem Zustand kam es aber erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach England — als Ballastholz. Der Kapitän des Schiffes schenkte die Klöße seinem Bruder, einem Arzt in London, in dessen Hof sie lange herumlagen, bis seine Frau eines Tages einen Kasten davon machen ließ. Der war so schön, daß sich der Doktor schnell einen Schreibtisch fertigen ließ, und der gefiel der Herzogin von Buckingham so gut, daß sie sich alsbald solche Möbel wünschte. Das war im Jahre 1724 — im Jahre 1773 wurden allein aus Jamaika eine halbe Million Kubikfuß eingeführt, und heute kennt man das edle Holz allenthalben gar wohl.

Erdkunde

Das Land Kam. Bei den Bewohnern von Zentraltibet um die Hauptstadt Lhasa gelten die Einwohner des nordöstlichen Tibets, der Landschaft Kam, als wild und barbarisch. Der „Mann aus Kam“ ist für den Thassaer ins Tibetische überetzt das, was für den Pariser der „Provinzler“ ist, und in den Theaterspielen der Zentraltibeter ist er sogar eine stehende komische Figur. Dabei sind aber die Bewohner eines Teils von Kam weithin berühmt wegen ihrer Handfertigkeit und ihrer literarischen Kenntnisse, die in den zahlreich über das Land hin verstreuten Klöstern gepflegt werden. Manche dieser Klöster enthalten sogar bedeutende Druckereien, deren Erzeug-

nisse durch Karawanen über das Land hin verbreitet werden. Den Europäern war dies ganze Gebiet, in dem die Oberläufe einiger der bedeutendsten Flüsse Hinterindiens und Chinas, des Saluen, des Mekong, des Jangtschiang, nur wenige Kilometer voneinander entfernt in mehreren tausend Meter tiefen Schluchten nebeneinander herfließen, bis vor wenigen Jahren noch ganz unbekannt. Ein holländischer Missionar, der sich vor 20 Jahren mit seiner Frau in tibetischer Bekleidung einer Karawane nach Lhasa angeschlossen hatte, wurde kurz vor dieser „verschlossenen“ Stadt erkannt, zurückgeschickt und verschwand in der Landschaft Kam auf geheimnisvolle Weise für immer. Zwei andere Europäer, die 10 Jahre später von Süden her durch die Saluenschlucht eindringen wollten, wurden so gleich ermordet. Erst in den letzten Jahren gelang es einem Engländer, alle Hauptstraßen von Kam und alle Hauptorte zu besuchen und uns einen Einblick zu verschaffen in dieses Land schneebedeckter Berggipfel zwischen grasigen Hochflächen, dieses Land der Klöster und des zahmen, weil nie gejagten Wildes, der Nomaden mit ihren Dackherden, dieses Land des Ueberflusses an Milch und Butter und Fleisch, dieses Land mit dem merkwürdigen Klima, das im Winter schneefrei und im Hochsommer oft in Schnee gehüllt ist.

Naturwissenschaft

Eine umständliche Mahlzeit. Auf welcher eigentümliche und schwierige Weise manchmal Tiere ihre Nahrung gewinnen, zeigen die neuesten Forschungen über die Biologie einer Schlupfwespe, die von dem französischen Gelehrten Jean Vichtenstein ausgeführt worden sind und über die A. Hase in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ berichtet. Die Verhältnisse, unter denen die hier zum erstenmal beschriebene Schlupfwespe *Habrocytus cionicea* ihre Mahlzeiten abbält, dürften in ihrer Art einzig dastehen. Diese Wespe parasitiert in ihrem Jugendstadium an den Larven und Puppen eines Käfers. Das legreife Wespenweibchen sucht sich Körner aus, in denen die Käferlarve lebt, und sticht die Käferlarve durch die Schale hindurch an. Sie verfolgt dabei mehrere Zwecke, einmal den, die Käferlarve zu lähmen, zweitens in ihr ihre Eier unterzubringen und drittens sich selbst eine reichliche Mahlzeit zu verschaffen. Da aber die Käferlarve, von der sich die Wespe nährt, in einem Samenkorn lebt, und da ein Zwischenraum zwischen Käferlarve und Samenschale bleibt, so ist die Wespe nicht imstande, ihren Mund auf die Stichtstelle in der Käferlarvenhaut zu pressen. Sie müßte also Tantalusqualen erleiden, wenn sie nicht auf die sinnreichste Weise den Zwischenraum überbrücken würde. Sie verwendet dazu ihren Geästachel, der so lang ist, daß er durch die Samenschale über den Zwischenraum hinweg bis in die Käferlarve reicht. Das Wespenweibchen sticht durch die Schale die Larve an, läßt seinen Geästachel bis zu einer halben Stunde in dieser Lage stecken und sondert dabei ein eigentümliches Sekret ab, das gerinnt und den Stachel wie eine feste Scheibe umschließt. Ist dies geschehen, dann zieht die Wespe den Stachel heraus, und nun hat sie sich selbst eine feine Röhre gebildet, die vom Innern der Käferlarve durch die Samenschale nach außen geht. Auf die Außenöffnung der von ihr geschaffenen Stielröhre preßt die Wespe nun den Mund und saugt durch dieses Rohr die Käferlarve aus. Daß sich Wespenweibchen von der Käferlarve, in die sie ihre Eier legen, nähren, kommt öfters vor. Aber die Art, wie diese Wespe ihren Geästachel zur Röhre macht, aus der sie ihre Mahlzeit schlürft, steht in der Tierwelt einzig da.

Leuchtende Vögel. Die Sagen der verschiedenen Völker, ebenso die der Japaner und Irotesen wie die der alten Inder und Kelten, erzählen von einem Vogel, der das Feuer vom Himmel holt oder den Blitz hält. Dieser leuchtende Wundervogel wird mehrfach als eine Möwe bezeichnet, und da ist es denn von großem Interesse, daß an diesem Tier wirklich Lichterscheinungen in einwandfreier Weise beobachtet worden sind. Wie W. Sunkel in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ mitteilt, sind von Prof. Kirchmann solche leuchtende Möwen auf der Insel Sylt beobachtet worden. An einem heißen Sommerabend fiel es diesem Gelehrten auf, daß bei einem Unwetter etwa 50 Möwen jeden neuen Gewitterausbruch vorher durch aufgeregtes Schreien anzeigten. In der Dunkelheit sah er vor dem Fenster, an dem die Vögel dicht vorbeiflogen, Gruppen von zwei bis vier Feuerchen durcheinanderschweben und konnte feststellen, daß die Möwen diese Flämmchen an Schnabel, Flügelspitzen und Schwanz trugen. Die Vögel schrien dabei sehr erregt und beruhigten sich erst wieder, wenn die Flämmchen mit neuen heftigen Entladungen verschwanden. Es ist anzunehmen, daß die Erregung der Möwen nicht nur durch die ungewohnte Lichterscheinung, sondern wohl auch durch das sonderbare Krabbeln der Haut erzeugt wurde, das wir beim Elektrifizieren in den Haarwurzeln empfinden und das auch die Tiere bei der Berührung mit der Elektrizität der Luft wahrnehmen. Die helle violette Flammenfärbung, die der Feuererscheinung bei einer elektrischen Entladung gleicht, weist darauf hin, daß es sich hier um eine Art „Eisfeuer“ handelt. Nach einer Erklärung des Leiters des Leipziger Geophysikalischen Instituts Prof. Wenger kommt die Erscheinung so zustande, daß bei Vögeln, die aus einer Gegend mit hoher Spannung und mit starker elektrischer Ladung in eine Region mit wesentlich niedrigerer Spannung gelangen, der Unterschied sich ausgleicht. Derlei Entladungen vollziehen sich am stärksten an Spitzen, und so wird das Ausströmen der Elektrizität in der Dunkelheit an den spitzen Körperstellen in Lichtbüscheln sichtbar.